

Alte und neue Schönheit.

2011

Frieda Freiin von Bülow.

Nachdruck verboten.

Ser Mensch lebt nicht von Brod allein. Aber das Brod braucht er allerdings zuerst. So lange er kein Brod hat, strebt er vor allen andern Dingen nach Brod, und so lange er nicht genug davon hat, strebt er nach mehr.

Ist jedoch für Brod, d. i. für des Leibes Nahrung und Notdurst, gesorgt, so meldet sich mit unfehlbarer Sicherheit ein anderer Hunger: der Hunger des Geistes. Er meldet sich zuerst in dem Sehnen nach freier Entfaltung der Persönlichkeit, danach in dem Sehnen nach Schönheit.

Die elementaren Kräfte dieser Triebe: nach Brod, nach einem gewissen Überfluß davon, der Macht bedeutet, nach Freiheit der Entwicklung und nach Schönheit, und das Abwechseln ihrer Vorherrschaft bestimmen die Wellenbewegungen der Kultur.

Ob zwar dieses große Sehnen sich immer in derselben Reihenfolge ablöst, daß also z. B. unter normalen Verhältnissen nirgends etwa die Sehnsucht nach Schönheit vorherrscht, wo die nach Freiheit oder gar nach Brod noch nicht gestillt ist, so beherrscht auch wiederum nur höchst selten ein und dieselbe Sehnsucht ein ganzes Volk gleichzeitig.

Für gewöhnlich ist die beherrschende Sehnsucht nicht nur bei verschiedenen Völkern eine andere, sondern auch innerhalb ein und desselben Volkes bei den verschiedenen Ständen, den verschiedenen Kasten, ja, den verschiedenen Geschlechtern.

Wenn irgendwo z. B. beim vierten Stand die Sehnsucht nach Macht die Oberstimme zu intonieren beginnt, so sehnt sich der dritte vielleicht vor allem nach einer größeren Freiheit und der zweite nach Schönheit, während bei den „upper ten“ eben wieder die Brodfrage alles andere zurückdrängt.

Das ist wie eine gewaltige Fuge, bei der jede Stimme die Melodie von Anfang bis zu Ende trägt und am Ende wieder den Anfang aufnimmt, doch keine den gleichen Satz gleichzeitig mit einer der anderen Stimmen.

Für Gott mag diese Menschensehnsuchtsfuge zu einem gigantischen Orgelstück von reiner Harmonie zusammenklängen. Für uns, die wir der Musik zu nah und zu sehr in der eigenen Stimme befangen sind, ergiebt das lärmende Durch- und Gegen- einander oft genug wunderliche Dissonanzen.

Die Sehnsucht nach Schönheit ist der Schlusssatz des großen Grundmotivs. Sie ist das Abendgeläut irgend eines Menschheitstages. Als die Sonne des Christentums am Himmel herauflam, bekränzte Kaiser Julian in inbrünstiger Sehnsucht nach einer Welt von Schönheit, die er versinken sah, die Altäre der Griechengötter.

Kultus. Wo die unaufhaltsam vorrückende Industrie den Ackerbau in seiner Erhebung bedroht, appellieren die Anhänger des Ackerbaus zuletzt mit schmerzlicher Leidenschaft an die Pietät für das Schöne, das mit jener Lebensform unwiderbringlich verloren geht. Also erscheint gleichsam immer als die letzte Verteidigerin einer bedrohten Kulturburg deren besondere Schönheit auf der Mauer.

Unter diesem Gesichtswinkel wird die Darstellung des Weibes in der modernen Kunst verständlich. Diese hat einen neuen Idealtypus geschaffen, an dem das Bezeichnende ist, daß er grade diejenigen Wesenszüge der Weiblichkeit hervorhebt und verherrlicht, die sich bei der um ihr volles Menschentum kämpfenden Frau unserer Tage mehr und mehr zu verlieren scheinen.

Jener künstlerische Weibtypus ist der Ausdruck der Schönheitssehnsucht einer abendmüden Männerkultur. Die fast körperlosen, lilienhaften Frauengestalten mit den weit-offenen, träumenden Kinderaugen, die sich schmücken und wie Blumen blühen und schweigen oder unendlich zarte Dinge sagen, die Frauengestalten Walter Cranes, Burne-Jones' und der Kunstgenossen, sind so niemals über die Erde gewandelt; aber sie führen die Quintessenz dessen vor Augen, was der schönheitssehnsüchtige, kulturenmüde Mann von heute an der Frau von heute zu seinem tiefen Leidwesen dahin-schwinden sieht.

Was seine Sehnsucht festzuhalten sucht, ist dieses: das stumme, ausdrucksunfähige, sich selbst unbekannt, nicht denkende, nicht wissende, zarte, scheue Weib, ganz nur Empfindung und Seele. So scheint ihm die Frau die Feine, Schöne, Poesievolle, vor der der Mann kniet und der er dient.

Ist sie so nicht, so ist sie ihm nichts.

Und so ereignet sich das Seltsame: während die vollwertige Frau von heute ihre Gaben und Kräfte, deren Zurückstauung das Leben ihrer Seele zu ersticken drohte, entwickelt und bethätigt wissen will und diesem Ziel bewußt und kühn entgegenstrebt — malt der Maler und singt der Dichter von einem stillen, blumengleichen Blühen der Weibseele allein um des Blühens willen!

Der Wiener Peter Altenberg ist unter den jungen Dichtern der, welcher diesen Sehnsuchtsstypus am zartesten und liebevollsten zum Ausdruck bringt.¹⁾

„Eigentlich sind wir etwas, was niemand weiß,“ läßt er eine Dame „mit ungeheuer milder Stimme“ sagen, „— — Bäume! Eine stille Organisation für sich, ohne Zweck, wie Waldbäume in einem Walde, den niemand braucht, mit Blätter-rauschen, Blüten — — Etwas in die Welt hinein Wachsendes sind wir, in einem Walde, wo kein Mann geht und alles still ist.“ . . .

An anderer Stelle singt er:

„Was bist du, armes, stilles Weib?
in seinem Blick sollst du dein Leben lesen!
das bist du, was Er von dir singt!
und singt Er nicht, so bist du nicht gewesen!“

Vom blühenden Apfelbaum heißt es:

„Er giebt sein Blühen und der Dichter giebt ihm sein tönendes Empfinden dieses stummen Blühens. So giebt die Frau ihr stummes Wesen hin. Und er giebt ihr sein tönendes

In der Novelle „Paulina“ (eigentlich ist es ein Skizzen-Cyclus) schildert der Dichter sein Weibideal:

„Sie war nicht sie“ (heißt es von Paulina), „manches Mal suchte sie sich zu suchen. In einem Bilde, einer Landschaft, einem Gespräch! Oder in traurigem Ausruhn.“

Und wieder:

„Wenn sie wacht, schläft sie, und wenn sie schläft, wacht sie.“

Paulina heiratet:

Eines Tages sagte ein Herr: „Paulina, ich liebe Sie, ich möchte Sie pflegen“ —

„Bin ich denn krank?“ erwiderte sie.

„Soviel wie“, sagte er . . .

Da nahm sie ihren milden Pfleger und sagte: „Schützen Sie mich — —“

Einmal findet dieser milde Pfleger seine Frau über einem Buch und fragt, was sie lese. Sie, gleich verschüchtert, macht das Buch zu. Allein er öffnet es wieder und liest ein kleines Gedicht:

„Meine weißen Ara haben
safrangelbe Kronen,
hinterm Gitter, wo sie wohnen,
nicken sie in gelben Ringen
ohne Ruf, ohne Sang, schlummern lang,
breiten niemals ihre Schwingen — —
meine weißen Ara träumen
von den fernen Urwaldbäumen.“

Dann heißt es weiter:

„Die Dame (Paulina) errötete, blickte in ihren Schoß.

Da gab er ihr stumm das Buch zurück und küßte sie sanft auf die Stirne.

Wie wenn Graf Raimund von Poitiers Melusinen überraschte in ihrem heiligen Elemente.

Er fühlt: „so eine bist du — — —?!“

Da sagt die Seele des Weibes ‚adieu‘, fliegt traurig zum Fenster des Schlafgemaches hinaus, in die Tiefen der Walbesgründe ihrer Kindlichkeiten, an die Quelle und taucht unter — — —“

Ein andermal heißt es:

„Die Kinderfrauen sind Männer! Immer müssen sie beruhigen, einschläfern, einwiegen, in Schlaf singen die zarten, gebrechlichen Seelen der Damen, welche wie dumme Babies sind und gleich aufseuzen.“

Es ist immer das Weibkind, das dieser Dichter verherrlicht, speziell noch als das Kultur-Glashausprodukt: Dame.

Alle seine kleinen, feinen Momentaufnahmen scheinen uns sagen zu wollen: grade wie ihr durch uns geworden, wie ihr durch uns geblieben seid, seid ihr so fein und schön! —

Die Perle unter seinen Dichtungen über die Seele des Weibes ist das Gleichnis

Feld. Eine Million weiß-lila Flecken schimmern. Und unterirdisch ahnt er Millionen hellbrauner Wurzelknollen, die von überall die Salze ziehen und das klarste Wasser. So arbeiten sie ruhig und selbstlos für ihr „werdendes Ideal,“ die Blüte. Denn ihre letzte Wirkung, ihre Sehnsucht, ist die kleine lila Blüte, in welcher die dunkle, irdische Materie gleichsam Seele wird und wie ein Abendlied im Mondlicht ist. Nach Blüte-Werden, Seele, drängt der Stoff! Nach Blüte-Werden, Seele, drängt die Frau — — —!! Ihr aber wollt die Wurzelknollen ernten!

Wessen sind die Blütensterne?! Aller! Aller sind sie! Die Seele, die Schönheit, cet accomplissement suprême des intentions intimes de Dieu, gehören der ganzen Welt wieder, aus welcher sie entsprungen. Jeden Abend kann ein fremder Mensch vorübergehen und Frieden haben an dem Duft des Feldes. Aller ist er! Uner schöpft senden die kleinen weiß-lila Blütensterne Frieden in den dunklen Abendhimmel, wie Glockentöne, wenn der unbedächtige, unfrome Tag vom Menschen gleitet — —“

So Peter Altenberg.

Unschön und werfeltagsmäßig muß seine schönheitsstrunkenen Dichteraugen das Bild der „neuen Frau“ dagegen anmuten.

Die werdende, ringende Frau unserer Zeit, dies Übergangserzeugnis mit seinen lauten, oft vorlauten Worten, seinem noch ungeschickten Suchen und Tasten, seinen ihm noch anhängenden Überlieferungen, die mit dem Neuerworbenen nicht mehr in volle Harmonie zu bringen sind, ist in der That kein verführerischer Gegenstand für Poesie und Kunst. Denn nicht das Entstehende pflegt dem Künstler als Schönheit zu leuchten, sondern das Vollendete.

Dies ginge uns Frauen nichts an, denn unmöglich können wir unsere Bestimmung darin sehen, uns nach den künstlerischen Idealen umzumodeln, vielmehr können wir von den Künstlern erwarten, daß sie die Idee einer jeden Zeit allmählich erfassen und begreifen.

Alein das Ausmalen der Schönheit, die wir aufgeben, dient unseren Begnern als machtvolles Argument. Abendrotgleich überschimmert ja der letzte Glanz seiner vergehenden Schönheit das Ende eines Menschheitstages. Gerade beim Sinken der Sonne wird das Schönheitsideal Gegenstand inbrünstigster Verehrung. In seinem Zeichen wird die jüngere, nachrückende Kultur noch bekämpft, nachdem alle anderen Waffen und Streitkräfte versagt haben.

Doch auch dies letzte Kampfmittel kann den Lauf der Dinge nicht hemmen. In der Welt gibt es keinen Stillstand. Von allem Anfang an ist alles in ununterbrochener Fortbewegung nach unbekanntem, göttlichen Gelesen. Immer mußte Schönes vergehen, um neuem Schönen Platz zu machen.

Wir wissen also, daß das Neue in einer neuen Schönheit gipfeln wird, und der wollen wir ruhig entgegenwachsen, ohne Ungeduld und ohne Eile.

Also spricht der Meister Goethe:

„Und solange du das nicht hast:
Dieses stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
an dem alten Tische“